

Ein verhindertes Weltstar Zum 65. Geburtstag von Götz George

Marc Hairapetian, film-dienst, Nr. 15, 2003

"Meine Triebfeder ist die Angst. Ich habe gegen alles erst einmal Einwände, das macht mich auch zu einem komplizierten Menschen. Aber wenn diese Einwände auf einen fruchtbaren Boden gefallen sind, haben wir sehr oft wunderbare Sachen geschaffen."
(Götz George)

Söhne berühmter Schauspieler, die selbst den Schauspielerberuf ergreifen, tragen oft sehr lange eine schwere Hypothek mit sich herum: Zwar erhalten sie allein schon durch ihren Nachnamen schnell Kontakt zur Künstlerszene, dank Protektion sind erste Film-, Fernseh- oder Theaterrollen garantiert, doch damit stehen sie erst recht auf dem Prüfstand: Publikum und Kritik vergleichen sie gerne in gnadenloser Manier mit ihren Vätern. Die Wege sind mannigfaltig, um sich aus dem übergroßen Schatten zu lösen. So trat Christian Quadflieg bei seinen ersten Theaterengagements unter anderem Namen auf. Götz George wiederum ging es ganz anders an. Er erkor seinen 1946 in russischer Kriegsgefangenschaft verstorbenen Vater Heinrich, den er nur als Kleinkind kennen gelernt hatte, zum absoluten Idol, ja zu einer Art Überschauspieler; jenen übermächtigen Jahrhundertakteur Heinrich George (1893-1946), der mit eiserner Faust und großem Herzen das Schiller-Theater als Schauspieler und Intendant regierte, aber auch in üblen Propagandafilmen wie "Jud Süß" oder "Hitlerjunge Quex" mitwirkte.

Besessen von der Idee, seinem Vater nachzueifern, ging Götz George dennoch seinen eigenen Weg. Wie Heinrich brachte er von Anfang an eine ungeheure physische Präsenz in jede seiner Rollengestaltungen, allerdings wirkte er in seinen Bewegungen viel geschmeidiger. Hinter der rauen Schale beider Georges steckt fast immer ein weicher Kern. Beide sind bzw. waren Meister in der Verkörperung sentimentaler Proleten, die einstecken und austreten können, was das Zeug hält, und in guten Momenten die ganze Welt umarmen wollen. In der Stimme unterscheiden sich Vater und Sohn gewaltig. Während Genussmensch Heinrich in Agonie und Ekstase zugleich polterte und grölte, dass einem Angst und Bange wurde, hat das Timbre des Gemütsmenschen Götz auch in entfesselten Momenten immer etwas verletzliches, um sich selbst windendes, so, als wenn er fürchten würde, in den Urtiefen seines Seins auf etwas Unbekanntes zu stoßen. Die oft arrogante Fassade Götz Georges ist in Wirklichkeit der Selbstschutz eines sanften Schauspieler-Riesen, der Menschenmengen verabscheut und seit mehr als drei Jahrzehnten Tagebuch führt. Was wie ein Widerspruch klingt, erklärt vielleicht am besten das Phänomen Götz George: Nicht frei von Manierismen, spielt der pedantische Perfektionist seine Rollen nicht, sondern schwitzt sie förmlich aus. Handwerk und Hingabe gehören für ihn untrennbar zusammen.

Als junger Mann am Theater und im Film durchaus ambitioniert, war er lange Zeit auf die Rolle des unkonventionellen "Tatort"-Schmuddel-Kommissars Horst Schimanski festgelegt. Vielleicht verhinderte paradoxer Weise gerade die hierzulande große Fernsehpopularität in den 1980er-Jahre den Weltstar. Doch als keiner mehr mit Götz George im Kino rechnete, begann in den 1990er-Jahren seine zweite Filmkarriere: Dank "Schtok" und "Der Totmacher" erhielt er verdientermaßen auch internationale

Anerkennung und trat endgültig aus dem Schatten des nur im deutschsprachigen Raum bekannten Vaters heraus.

Ungestüme Jugend

Götz George (bürgerlich: Götz Karl August Schulz) hatte mit der Schauspielerin Berta Drews auch eine äußerst prominente Mutter. Wegen seiner Eltern stand er von Beginn an im Fokus der Medien, was im Rückblick seine heutige Pressescheu erklären mag. An seinem Geburtstag, dem 23. Juli 1938, jubelte eine dem NS-Regime nahestehende Berliner Tageszeitung: "Uns ist ein Götz geboren!" Als aufmüpfiges Kind bezog er manchmal eine saftige Tracht Prügel vom Herrn Papa. Götz George: "Auf diese Weise habe ich wenigstens eine Erinnerung an ihn." Sein Schauspielerdebüt gab er mit elf Jahren im Nachkriegs-Berlin auf den Brettern des Hebbel-Theaters als armenischer Hirtenjunge in William Saroyans "Mein Herz ist im Hochland". Entscheidend geprägt hat ihn später Heinz Hilpert am Deutschen Theater in Göttingen. Es war das einzige Ensemble, dem sich Götz George jemals anschloss, ansonsten unterzeichnete er nur Gastverträge.

Ein halbes Jahrhundert ist sein erster Filmauftritt her: Nach einem winzigen Auftritt 1953 als Teenager, an der Seite Romy Schneiders in der Schmonzette "Wenn der weiße Flieder wieder blüht" benötigte Götz George nur sechs Jahre, um die Leinwand wirklich zu erobern. Für seine Rolle des Boxers Gustav in "Jacqueline" (1959) ergatterte er einen Bundesfilmpreis als bester Nachwuchsdarsteller. Aus dem schmalen Jungen war ein kräftiger Kerl geworden, der eine gehörige Portion Marlon-Brando-Sex-Appeal in die steril-prüde Welt von Opas Kino der Wirtschaftswunderjahre brachte.

Unverständlich, dass die Jungregisseure des "Oberhausener Manifests" sein ungestümes Temperament sich nur allzu selten zu eigen machten. Dagegen nutzte Altmeister Wolfgang Staudte das überbordende Potenzial Georges gleich zwei Mal: "Kirmes" (1960) und "Herrenpartie" (1964) gehören zu den beachtlichsten deutschen Filmen, die jenseits des "Neuen Deutschen Films" für eine Neuorientierung anhand der sonst tunlichst vermiedenen Vergangenheitsbewältigung der eigenen Historie stehen.

Mit dem kommerziellen Erfolg "Der Schatz im Silbersee" (1962), der die Lawine der Karl-May-Adaptionen in den 1960er-Jahren auslöste, wirkte George im vielleicht besten deutschen Western aller Zeiten mit. Als Farmersohn mit dem schönen Namen Fred Engel, der den Tod seines Vaters rächen will und zusammen mit dem legendären Blutsbrüderpaar Winnetou (Pierre Brice) und Old Shatterhand (Lex Baker) die vom "roten Colonel" Brinkley (Herbert Lom) angeführte Trampbande empfindlich bei der Goldsuche stört, rauft, reitet und schießt er sich durch die jugoslawische Prärie, als ginge es wirklich um sein Leben. Doubles für gefährliche Szenen lehnte er strikt ab, was ihm großen Respekt der einheimischen Kaskadeure einbrachte. "Ich bereue nichts davon", erinnerte er sich 1999. "Vier Tage habe ich mich gegen das Angebot von Produzent Horst Wendlandt gestäubt und dann doch mitgemacht. Das Tollste ist ja, es war gar kein Simpelkram! Es war harte Arbeit, und es hat ungeheuren Spaß gemacht. Ich habe bei der Gelegenheit meine verlorene Jugend nachgeholt und den Cowboy gespielt." Die von ihm mit der angebeteten Ingenieurstochter Karin Dor (die seinerzeit mit "Silbersee"-Regisseur Harald Reinl verheiratet war) gespielten Szenen knistern vor Erotik – und machten George endgültig zum Mädchenschwarm und "Bravo"-Titelboy.

Action-Star und Komödiant

Nach seiner Sturm-und-Drang-Phase überraschte der eigenwillig-empfindsame Mime mit der durch ihre Einfachheit und Normalität geradezu erschreckenden Darstellung des KZ-Kommandanten Rudolf Höss in Theodor Kotullas "Aus einem deutschen Leben" (1977). Anfang der 1980er-Jahre erhielt seine Publikumsbeliebtheit einen weiteren Schub: Als mit Schnauzbart und Topfschnittfrisur, Macho-Attitüde und Hundeblick, gammeligem Armee-Parka und jeder Menge deftiger Flüche ausgestatteter Ruhrpott-"Bulle" kreierte er ein neues Fernsehgenre: das des Kneipen- und Hochhaus-Neo-Realismus deutscher Prägung, in dem der Kriminalbeamte heruntergekommenener als der Kriminelle aussieht. Zuerst schalteten die Zuschauer ein, um sich über Schimanski aufzuregen, dann schlossen sie ihn ins Herz.

Parallel zu zwei "Schimanski"-Spielfilmen ("Zahn um Zahn", "Zabou") glänzte George nach längerer Pause auch anderweitig im Actionkino: in Carl Schenkels klaustrophobischem Fahrstuhl-Thriller "Abwärts" ebenso wie in Dominik Graf's "Die Katze" und der DEFA-Produktion "Der Bruch" (beide 1987). Als Komödiant erwies er sich in Helmut Dietl's Kinodebüt "Schtok" (1992) um den Hitler-Tagebuch-Skandal des "Stern". Die Persiflage auf investigativen Journalismus, Alt- und Neo-Nazitum bestach trotz einiger stilistischer Mängel und manchem "Overacting" der versammelten Starriege (Juhnke, Mühe, Hoppe, Ochsenknecht, Ferres) durch den damals längst verloren geglaubten Wortwitz eines Billy Wilders. Als schmieriger Sensationsreporter Willie vereint George Egomane, Angst, Skrupel- und manchmal rührende Hilflosigkeit.

Nach dieser opulenten Tragikkomödie sorgte George ausgerechnet mit einem Kammerstück für Furore: "Der Totmacher" (1995) von Romuald Karmakar widmet sich in an Versessenheit grenzender Detailgenauigkeit der gerichtspsychiatrischen Untersuchung des homosexuellen Massenmörders Fritz Haarmann. Dieser hatte in den 1920er-Jahren zwei Dutzend junge Männer bestialisch ermordet und anschließend zu "Wurst und Sülze verarbeitet". Als einziger Schauplatz dient ein kleiner, halbdunkler Vernehmungssaal der Göttinger Heilanstalt, in dem sich drei Männer gegenüber sitzen: der Psychiater Erwin Schultze (Jürgen Hentsch), der im Beisein des stets stummen Stenografen (Pierre Franckh) testen soll, ob Haarmann (George) dem Wahnsinn verfallen ist oder diesen nur simuliert. Ein schwieriges Unterfangen: Haarmann, der mit leuchtenden Augen und akribischer Genauigkeit von seinen Grauen erregenden Untaten erzählt, laviert zwischen eitler Selbstdarstellung, überraschenden Geistesblitzen und absoluter Unkenntnis des tagespolitischen Geschehens. Vehement beharrt er darauf, dass der deutsche Reichspräsident nicht Ebert, sondern Leinert heißt, Deutschland noch einen Kaiser hat und Hamburg an der Leine liegt. Weltfremdheit einer abgründigen Seele oder ein Bluff, um der Hinrichtung zu entgehen? Götz George, der für den Part bei den Filmfestspielen in Venedig den "Coppa Volpi" als bester Darsteller erhielt und als "Attore Monumentale" ("Supermime") gefeiert wurde, trägt den Film mit mal expressivem, dann wieder introvertiertem Spiel.

Kompliziert und pedantisch

Wirkungsvoll zieht George als "Totmacher" alle schauspielerischen Register: Er schlägt die Hände über dem Kopf zusammen, wenn er auf die verflozene Geliebte Eva angesprochen wird, klopf rhythmisch mit seinen dreckigen Fingernägeln auf den Holztisch, um die Schlachtung seiner Opfer zu illustrieren, und ist ehrlich entrüstet, wenn

er auf die moralische Verwerflichkeit seiner 24 Morde angesprochen wird ("Das sind doch nur alles Puppenjungs gewesen!"). Es ist Georges Verdienst, dass Haarmann nicht zu einem Mythos dämonisiert, sondern in seiner menschlichen, allzu menschlichen Tragweite gezeigt wird, nämlich als bauernschlaue Person, die sich über ihre Handlungen sowie deren Wirkungen weitgehend bewusst ist. Geschickt weicht er den meisten Fragen aus, windet sich dabei auf dem harten Stuhl wie eine geschundene Kreatur und beherrscht alle Gefühlslagen vom großen Enthusiasmus bis zur tiefen Trauer. Georges Haarmann ist ein perfekter Schauspieler – worin nicht nur Glanz und Gloria, sondern auch eine gewisse Gefahr liegt. Weniger wäre hier oft mehr gewesen. Ein gewisser Hang zur Affektiertheit zieht sich bei allem Charisma auch durch Georges neuere Kinoarbeit, ob es sich nun um den von ihm als Neurotiker angelegten Regisseur Uhu Zigeuner in Dietls "Rossini oder die mörderische Frage, wer mit wem schlief" (1997) handelt, den homophilen Taschendieb in der Tragikomödie "Das Trio" (1998) oder den trotz Greisenalters eitel um sich dirigierenden KZ-Arzt Mengele, dem 1999 im fiktiven Politthriller "Nichts als die Wahrheit" der Prozess gemacht wird. Zuletzt sah man den auf seine Gage verzichtenden George in "Gott ist tot" (2003) als arbeitslosen Mittfünfziger, der in einem Kölner Vorort von einem besseren Leben in Italien träumt.

Die Fernsehauftritte von "Der Sandmann" (1996) bis zu "Die Bubi Scholz Story" (1997) waren da wesentlich eindringlicher. Unvergessen auch seine öffentliche Schelte für Thomas Gottschalk in dessen "Wetten dass...?"-Sendung. Gottschalk hatte es gewagt, George zum Erotik-Thriller "Solo für Klarinette" (1998) auf flapsige Weise zu befragen, ohne den Film vorher gesehen zu haben, was sich George nicht bieten ließ. Einen derartigen Eklat hatte es seit Kinski im deutschen Fernsehen nicht mehr gegeben. George wurde ausgebuht, war aber im Recht. Auf die Frage, ob er mit der Öffentlichkeit nicht umgehen könne, drehte der Künstler den Spieß einfach um: "Fragen Sie doch, ob die Öffentlichkeit gut mit uns Schauspielern umgeht. Reden Sie doch mit meinen Kollegen, nicht mit ihren. Ihre Kollegen kennen mich nicht, meine Kollegen kennen mich. Die werden Ihnen sagen, dass der George mitunter ein komplizierter und fürchterlich pedantischer Mensch und auch mal aufbrausender Kollege ist, der morgens als Erster am Drehort ist und abends als Letzter geht. Aber die werden nichts von einem intriganten Arschloch erzählen."

"Minetti ist tot, Juhnke müde, Belmondo alt geworden. Götz George ist erst auf dem Sprung nach vorn", schrieb "Die Zeit" anerkennend-polemisch über den "ersten Schauspieler von Welt ohne Talent". Nicht auszudenken, wenn sich zum Charisma und enormen Fleiß auch noch Talent gesellen sollte: Dann würde Götz George wohl alles und jeden an die Wand spielen.